

**zakariyā**

*manche bleiben  
auf dieser seite  
des abends  
und rufen  
über zäune hinweg  
nach den namen  
derer,  
die längst  
antworten  
im wind geworden sind.*

„zwölf jahre,“ murmele ich.

„wie lange warst du nicht mehr hier?“ fragt youssef und streicht sich mit dem daumen ruß vom zigarettenfilter.

meine augen wandern über die lehmgedeckten dächer, den drahtzaun entlang der eisenbahn, das bergige land dahinter und weiter bis zu der in die abenddämmerung gehüllten stadt. doch der zeitraum, den ich zwölf jahre genannt habe, entgleitet mir, mitsamt dem, was sich in ihm abgelagert hat. plötzlich, ohne übergang, bin ich zurück in den tagen meines soldatendaseins in dieser stadt.

ich finde mich wieder zwischen wiehernden pferden, treibenden schafherden, schüssen in der ferne und aufgewirbeltem heu. meine schläfen beginnen zu pochen. sie pochen in nächten, die nach tod riechen.

gedanken rasen, wie verletzte tiere hinter meiner stirn, verzweigen sich in bilder: ein blutiges kopftuch am drahtzaun; ein angeschossenes pferd im minenfeld; die hand eines kameraden, die zögert; hunderte von blicken, die einem vorbeiziehenden zug nachfließen.

all das überwältigt mich. gelähmt, unfähig, diesem gefühl eine sprache zu geben, durchlebe ich ihn, den stumpfsinnigsten aller tode.

„du bist wieder abgedriftet,“ sagt youssef und klopft die asche gegen seine fingernägel, als wäre es eine gewohnheit, die sich nicht mehr ablegen lässt.

wir zünden uns zigaretten an.

kaum haben wir ein paar züge genommen, beginnt jemand im dunkeln zu schluchzen, weit weg. die schluchzer werden zu einem dumpfen heulen. ich blicke youssef an.

„das ist zakariyā,“ sagt er gleichmütig. „er weint jede nacht.“

„warum?“

„er weint eben.“

youssef zieht an der zigarette, hält den rauch einen moment zu lange in der lunge, bevor er ihn langsam ausstößt.

„für ihn ist das eine art zeichen. er ist ein alter mann, völlig allein. jede nacht sitzt er auf seinem dach, starrt auf die lichter der stadt da drüben und raucht bis zur morgendämmerung. und wenn ihm die zigaretten ausgehen oder die einsamkeit ihn zuschnürt, beginnt er zu weinen, damit jemand zu ihm kommt.“

„dann lass uns zu ihm gehen,“ sage ich.

wir schlängeln uns durch unendlich viele enge gassen und steigen aufs dach.

als zakariyā unsere schritte hört, verstummt er, lehnt sich an den schornstein aus lehm und wendet sein gesicht den bergen zu.

wir sehen über sein wegsehen hinweg, breiten unsere kissen aus und legen ein päckchen zigaretten neben ihn.

als er die erste zigarette anzündet, hört das zittern in seinem bart auf.

die dunkelheit in seinen gesichtsfalten weicht ein wenig. er streckt seine nackten füße in die nacht und beginnt langsam zu sprechen. lange gibt er das wort nicht ab. jedes seiner worte richtet sich an mich. jeder satz endet auf meinem gesicht, während er rauch in meinen nacken und mein ohr bläst und so seine vergangenheit noch einmal durchlebt.

ich beobachte, wie er eine zigarette nach der anderen anzündet, und frage mich, ob er raucht, weil er erzählt — oder erzählt, weil er raucht.

so reise ich mit ihm immer wieder jahre zurück und finde mich dann in der gegenwart wieder.

zakariyā erzählt, er sei früher ein schmuggler gewesen.

in seiner jugend sprang er wie eine gazelle durch minenfelder, schneller als jede kugel, furchtloser als jeder stein. jahrelang ging er von dieser seite zur anderen. nur einmal habe er angst gehabt. vor den minen und den soldaten.

die nacht, in der er angst hatte, erinnere er sich, als wäre es gestern gewesen. an jenem abend schmuggelte er kein opium, keine seidenballen.

seine last war eine braut, und die braut war alles, was er hatte: seine nisreen.

sie ritten zum bach hinab, warteten im schatten der weiden, bis der mond hinter den wolken verschwand, hielten die schnauzen der pferde in ihren händen, und während die strahler der streifenwagen hinter den hügel verschwand und nur noch den himmel leckten, nahmen sie die pferde an die leine und überquerten den drahtzaun.

als sie sich den weiß getünchten häusern näherten, krächte der hahn.

eine hochzeitsgesellschaft mit wehenden fahnen, aus dem stoff von hosen gemacht, empfing sie.

am nächsten tag begann die hochzeit.

kessel mit pilaw wurden zu den feuern getragen, hammelfleisch auf großen schalen dargebracht. schalmei und trommel stiegen in den himmel, ein teil des klanges schwebte als bunte wolke über die berge hinweg.

„wie viele tage und nächte hat die hochzeit gedauert?“ frage ich.

er antwortet nicht.

sein blick wandert zu den dächern, die die vergangenheit umschließen.

dann sagt youssef, leiser als zuvor:

„nach drei tagen und drei nächten ist zakariyā zurückgegangen.“

er erzählt von nisreen, seiner tochter, die ihn bis zur grenze begleitet hat.

kurz vor der verabschiedung blieb sie stehen, küsste seine hand.

zwei tränen liefen über ihr gesicht.

„khuda hafiz,“ sagte sie. „ich werde deine hand wohl nie wieder küssen können.“

und tatsächlich hat sie es nie wieder getan.

ebenso wenig hat ihr vater sie je wieder auf die stirn geküsst.

mit der zeit verlor zakariyā sein sehen.

seine augen wurden stumpf. doch sein gehör blieb, tief wie ein bodenloser brunnen.

selbst jetzt könnte er das klacken eines gewehrs oder das knirschen eines drahtschneiders kilometerweit hören. niemand glaubt ihm das.

überhaupt glaubt niemand mehr an das, was zakariyā sagt.

sie nennen ihn einen verrückten. kinder werfen steine, hängen papierdrachen an seine ärmel.

„was ist vor zwölf jahren passiert?“ frage ich leise.

youssef reibt sich kurz über die augen, als hätte er die geschichte schon zu oft erzählt.

„seine frau salma ist gestorben,“ sagt er.

an einem heißen mittag fiel salma auf den hof der polizeistation, wo sie kunststoff sammelte. sie trugen sie nach hause, mit flatterndem haar und taschen voller plastik. sie legten sie in ein zimmer mit zerbrochenen fenstern.

salma öffnete ihre augen nicht mehr. sie hielt das bild der reste unter ihren lidern fest. bevor sie starb, flüsterte sie:

„vergiss nicht, am tag des eid al-fitr zum zaun zu gehen.“

es war tradition, am ersten festtag zum zaun zu gehen.

familien versammelten sich auf beiden seiten, mit kleinen geschenken, und riefen einander zu. die kinder winkten. die erwachsenen tauschten blicke.

zakariyā und salma warteten immer auf ihre enkel — schwarze locken, die in der menge leuchteten. sie hielten ihre zuckertüten hoch und riefen:

„hier, eure geschenke, kommt und nehmt sie!“

die kinder konnten die süßigkeiten nie erreichen. doch sie lachten, riefen zurück, winkten.

nach salmas tod saß zakariyā drei tage lang auf dem dach.

er wusste, dass er ihnen etwas bringen musste, wenigstens von weitem.

also wühlte er in seinen taschen, suchte drei tage lang nach geld und fand schließlich seine alte, verschlissene geldbörse.

am morgen des festes lief er zu den mülleimern.

er fand eine leere schachtel, füllte sie sorgfältig mit heu, wickelte sie ein und machte sich auf den weg zur grenze.

youssef bricht ab.

zakariyās bart beginnt wieder an zu zittern. er schleudert die zigarette weg.

seine schluchzer kehren zurück, langgezogen, tief.

diesmal begreife ich, er weint um sich selbst.

wir sitzen schweigend nebeneinander. stehen schließlich auf. lassen die zigaretten liegen.

wir gehen zurück. youssefs frau öffnet die tür.

„du bist noch wach?“

„ich hatte noch zu tun.“

im wohnzimmer lasse ich mich in einen sessel fallen.

„was ist mit dir?“ fragt youssef.

„ich denke über das nach, was zakariyā erzählt hat.“

eine kurze stille.

„weißt du, wie die geschichte endet?“

youssef sieht zur seite.

„ich weiß es nicht,“ sagt er.

„alles, was ich weiß, ist, dass er seit jenem morgen so geworden ist.“

ich sehe ihn an und sage bedrückt:

„ich war einer der wächter am zaun. die grenze war an diesem tag das erste mal offen für beide seiten.“